

Nekr T 19

IN MEMORIAM  
HUGO VON TSCHUDI

*DIE REDEN*  
*BEI DER BESTATTUNG IN STUTTGART*  
*AM 27. NOVEMBER 1911*

1912  
IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



IN MEMORIAM  
HUGO VON TSCHUDI

*DIE REDEN*  
*BEI DER BESTATTUNG IN STUTTGART*  
*AM 27. NOVEMBER 1911*

1912  
IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

K 1073/18  
Bibl. Tschudi



Im Auftrage des Bayerischen Kultusministeriums  
lege ich diesen Kranz an der Bahre des hervor-  
ragenden Gelehrten und Sammlungsvorstandes  
nieder, der sich um die staatlichen Galerien Bayerns  
so hohe Verdienste erworben hat.

Das Andenken des vornehmen, schaffensfreudigen,  
mit glänzenden Gaben und außerordentlicher  
Willenskraft ausgestatteten Mannes wird fortleben  
in seinen Werken. Der Name Hugo von Tschudi  
wird für immer aufs engste verknüpft sein mit  
seinem letzten großen Werke, das er vom Kran-  
kenlager aus, trotz quälender Schmerzen, vollendet  
hat, mit der vielbewunderten Neuorganisation der  
Alten Pinakothek und der zugehörigen Filial-  
galerien.

Wir werden dem teuern Verblichenen, dessen  
Verlust wir aufs tiefste beklagen, ein dauerndes  
dankbares Gedenken bewahren.

*Ministerialrat Dr. Winterstein.*



IM Namen der Beamten der staatlichen Galerien trete ich an diesen Sarg, um dem Dahingeschiedenen den Dank derer nachzurufen, die das Glück genossen haben, unter seiner Führung arbeiten zu können.

Als wir vor 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahren unsere Hände an seinem neubegonnenen Werk mit anlegen durften – in vielfacher Ungewißheit der Zukunft –, wie bald ließ er uns da den Firnenglanz ungeahnter Ziele aufleuchten, wie verstand es sein feiner Sinn, die verschiedenartigen Kräfte der einzelnen rasch zu erkennen und nutzbar zu machen, und aus der Freiheit, die er jedem gewährte, erwuchs rasch eine Verehrung, die keinen schöneren Ehrgeiz kannte, als sein Werk mit fördern zu dürfen.

Wir fanden mit Bewunderung zwei seltene Gaben in ihm vereint, die sonst einander ausschließen: Ehrwürdigkeit und Jugendfeuer. Eine Vereinigung von klarer Reife und Besonnenheit des Alters mit dem unhemmbaren Fortschrittsdrang der Jugend: das war der Zauber, der die Jungen zu ihm zog.

Kein Heerführer konnte sein Fähnlein stärker fortreißen, kein Redner seine Hörer mehr be-



geistern und entfachen, kein Logiker besser überzeugen als er, der Wortkarge, allein durch schlichtes Tun, allein durch seine Gegenwart, die Sicherheit, Unerschütterlichkeit und stete Güte und Hilfsbereitschaft atmete.

Aus der Bewunderung einer so seltenen Kraft, aus der Verehrung eines so reinen Vorbildes aber wuchs eine Einmütigkeit in Anschauung und Ziel, die uns aus aller Pflichterfüllung enthusiastische Freude, aus aller Mitwirkung Stolz und Lust schöpfen ließ.

Ich denke an den frohen Tag, da die ersten Neuerwerbungen – kostbare Schätze, der Jugend dargebracht, – das Haus zierten; an den Tag, da die ersten Schritte getan wurden zu der großen Reorganisierung der Pinakothek, an dem unsere Augen aufgingen und unsere Brust sich weitete in der Erwartungsfreude der neuen Aufgaben. Ich denke an den ewig unvergeßlichen Tag, da der Schwerkranke, der tagtäglich von seinem Dulderlager aus die Anordnungen getroffen hatte, das endlich fertige Werk der Neuordnung zu sehen, sich die Treppen hinauftragen und auf dem



Krankenstuhl zum letzten Mal durch die Säle der Galerie fahren ließ; wie er sich nicht losreißen konnte von der Schönheit und Pracht, die er so neu gemünzt hatte, wie er, umringt von uns, dem Haus Lebewohl sagte, dem seine Kräfte und seine Liebe gehört haben bis zum letzten Augenblick.

Und ich denke weiter an den traurigen Tag, da vor wenigen Wochen die immer gütige Hand des Todkranken zum letzten Mal die meine drückte.

Er hat nicht aufgehört zu denken und zu sorgen für seine Galerie, selbst in den martervollsten Tagen seiner Leidenszeit; nicht aufgehört, sein Werk zu fördern bis in die allerletzten Tage. So ist er uns das edelste Vorbild in allem Menschlichen, der sicherste Wegweiser im Beruf gewesen, und wenn nun auch sein Werk unvollendet blieb, so ließ er in uns als köstliches Vermächtnis doch die Dankespflicht zurück, mit unseren schwächeren Kräften darnach zu streben, in seinem Sinne weiterzubauen.

Was er uns war, was er uns tat, es wird un-



vergessen sein von uns allen, in deren Namen ich diesen Kranz unerlöschlicher Dankbarkeit niederlege.

*Konservator Dr. Braune.*



JCH glaube, wir dürfen ihn Künstler nennen. Denn erschöpft sich wirklich der höchste Begriff der Kunst mit dem, was man in Ton und Marmor, mit Farben und Tönen gestaltet? Kaum, denn woher käme es sonst, daß wir am liebsten über ein Kunstwerk fern von ihm nachsinnen, daß wir es dann erst wahrhaft vor uns sehen, wenn es Geist geworden ist! Woher kommt es, daß wir die Kunst der Größten wie etwas über ihren Werken Schwebendes ahnen, das nur fast zufällig solche Formen annahm, Formen, die wir im Vergleich zu der Unendlichkeit unserer Vorstellungen doch immer nur wie etwas Endliches betrachten. Die Werke, die wir künstlerisch zu nennen gewohnt sind, sind nur Brücken und Wege, oft schwankende Stege zum Schönen. Jeder von uns empfindet, daß es andere als die in Farbe, Stein und Tönen geben könnte, daß es in dem ungeheuren Reich ungeformter Möglichkeiten andere Werke gibt. Seinem Beruf nach war der Mann, an dessen Bahre wir stehen, nicht Jünger, sondern Diener der Kunst. Er wollte nichts anderes sein. Seine Sachlichkeit, die manchem Fernerstehenden wie



Kälte erschien, duldet keine Überhebung anderer auf Kosten der Kunst, noch weniger die eigene. Er, der bedeutendste Diener der Kunst, den Deutschland besaß, war der bescheidenste. Aber der freieste. Die Zeit, die alle Fähigkeiten zu Spezialitäten umbiegt, bringt es mit sich, daß auch die Leute, denen die öffentliche Pflege des höchsten Menschenwerks anvertraut ist, zu Spezialisten, zu Beamten, zu Dienern einer engen Berufspflicht werden. So war er nicht. Tschudi war ein genialer Leiter seines Betriebes, der Museen, die er verwaltete, weil er mit größter Intelligenz die Kunst sammelte und erhielt. Aber er pflegte die Menschen, die ihn dafür belobten, mit dem unmerklichen, ein wenig ungeduldigen, ein wenig spöttischen Lächeln zu betrachten, das dem kühlen Manne eigen war. Ich mag in diesem Augenblick nicht davon reden. Man darf davon reden, wie er zur Kunst stand, diesem Begriff, den er allezeit über seinen Beruf stellte, für viele von uns den höchsten aller Begriffe, den wir in diesem feierlichen Moment aus doppeltem Anlaß göttlich nennen dürfen.



Der kühle Sachliche war ein leidenschaftlicher Freund des Schönen. Kein Liebhaber, kein Amateur. Er entehrte die Göttin nicht mit dem niederen Instinkt, der sich nur in einer gleichsam sensuellen Gemeinschaft mit dem Kunstwerk auslebt und nur im materiellen Besitz Genüge findet. Er liebte das Schöne. Es gehörte zu ihm, verließ ihn nicht, auch wenn er nicht im Beruf war. Es veredelte ihn in allem, was er tat, so sehr, daß Menschen, die ihm nahe kamen, die schreckliche Krankheit, die ihn verheerte, nicht mehr bemerkten und ihn selbst wie etwas Schönes ansahen.

Und er kämpfte dafür. Selbst wenn die Sache, für die er eintrat, nicht so groß gewesen wäre, würde die Art, wie er kämpfte, diese Selbstenteignung, deren letzte Phase wir hier mit Erschütterung erleben, ihn zu einem Großen machen. Er kämpfte mit sehr hochgestellten Leuten und brachte es fertig, daß sie unter ihm standen. Wie tief standen die Mächtigen, die ihn aus seinem früheren Wirkungskreis verdrängten, unter ihm! Wie siegreich erschien uns damals der Geschlagene! Weil



eine unsterbliche Idee in ihm zum Ausdruck kam: das Schöne, die Freiheit.

In diesem weiten Sinne nennen wir ihn Künstler. In einem nicht weniger weiten Sinne war er Christ. Denn er hatte für seine Feinde Gelassenheit. Er hat nie Böses mit Bösem vergolten. Alles, was er litt – und es ist nicht wenig gewesen –, schien seinen Drang zum Edelsten und Besten nur noch zu stählen. Er wandte sich dem Göttlichen, seiner Sache, zu. Wir sind alle fähig, hier religiös zu empfinden, weil wir einen Menschen bestaunen, der heiliger Empfindungen fähig war.

Sein Sinn ging am liebsten zu den Gütern, die von den Menschen verkannt werden, weil sich an ihnen der Geist der Liebe und der Überzeugung stärker erweist als an denen, die wir schon auf den Zinnen des Ruhms erblicken. Er war Schöpfer. Man hat ihm eine Vorliebe für Sonderheiten der Kunst angedichtet. Mit Unrecht. Er war auch darin nichts weniger als Spezialist und verachtete die Einseitigen, die nur eine Gattung des Schönen erkennen. Wir haben ihn in Berlin ein weit umfassendes Werk aufbauen sehen, das für die deutsche Kunst



von größter Bedeutung wurde, die Geschichte deutschen Geistes von vielen Irrtümern reinigte und dem Kunstfreunde viele vergessene Gefilde neu erschloß. Und derselbe Mann trat mit einer heute von der ganzen Welt bestätigten Erkenntnis für die Schöpfungen anderer Kulturen ein, früher als dies in gleichem Maße in der Heimat solcher Erscheinungen geschah. Wir können sicher sein, daß sich heute viele Künstler und Kunstfreunde anderer Länder, die uns in diesem Augenblick politisch nicht als Freunde gegenüberstehen, dankbar mit uns vereinen und mit gleichem Schmerze den Mann beklagen, der in der Kunst keine Grenzen außer denen des Schönen kannte.

Ebensowenig hielt er sich an die Grenzen der Zeit. Als er vor wenigen Jahren in München eine neue noch weitere Arbeitsstätte fand, durchdrang er die Kunst der Alten mit derselben Energie, mit demselben Geiste wie vorher das Zeitgenössische und machte, daß von vielen edlen Dingen vergangener Jahrhunderte der Moder fiel.

Der Tod ist barbarisch. Er entreißt diesen Unersetzlichen seiner Tätigkeit, bevor sie vollendet



ist. Tschudi baute in München an einem Werk, einer unter höchsten Gesichtspunkten geplanten Vereinigung der alten und neueren Kunst, das für unsere Gesittung zum Tempel der Erleuchtung geworden wäre.

Und der Tod – haben wir die Kraft es auszusprechen! – ist ein Göttliches, eine wunderbare Kraft, die mit grausamen, aber endlichen Schmerzen unendliche Erlösungen, mit dem Grauenhaften, das vergeht, unsterbliche Schönheit offenbart. Man kann ihn Kunst nennen. Vielleicht ist er die erhabenste Kunst des Schöpfers. Der Tod verewigt. Er gleicht auf einem finsternen Feld der Sonne, die wir als größten künstlerischen Bildner der Natur lieben. Wie sie in der Landschaft die Dinge ins Licht setzt, Pläne und Hintergründe erhellt, die kleine Einzelheit wegwischt und das Große sehen läßt, so weitet der Tod die Aussicht. Ist es uns nicht jetzt schon, als vergrößere sich der Mensch, dessen Wirken wir in der Nähe sahen, als wäre dieses oder jenes Besondere, das wir bewunderten, das wir beklagen, nicht das Wesentliche, das er zurückließ? Mag dieses oder jenes,



was er geschaffen, von denen, die nach ihm kommen und nicht seines Geistes sind, nicht ganz in seinem Sinne verstanden werden. Verderben nicht auch kostbare Kunstwerke, ohne daß der Geist ihres Schöpfers erblaßt? Was ist uns das einzelne neben dem mächtigen Umriß seiner Gestalt! Den lassen Sie uns festhalten! Die Freude an diesem Umriß besiege unsere Tränen! Lassen Sie uns, die Genossen seines hohen Standes, das stille Gelöbniß tun, seiner in Größe zu gedenken als eines Künstlers, als eines adeligen Menschen. Und versprechen wir, soweit wir es mit unseren schwachen Kräften halten können, so wie er zu sein und in unserem von vielen Wirren zerrissenen Lande so sachlich und unbeugsam für das Schöne einzutreten wie er. So werden wir erweisen, daß in unserer entgötterten Zeit noch heilige Dinge sind.

Adieu, Tschudi! Hab Dank, daß wir Deiner so gedenken können!

*Julius Meier-Graefe.*



VOR mir steht in dieser schweren Stunde Tschudis elastische Gestalt, wie ich sie vor 30 Jahren zuerst erblickte; schön, schlank und groß, mit dem feingeschnittenen Kopfe, auf dessen Gesichtszügen ruhige Zurückhaltung und innere Disziplinertheit ausgedrückt waren. Und ich höre seine melodische Stimme, mit der er seinen Gedanken in klassisch vollendeter Form den prägnantesten Ausdruck zu geben wußte. In seiner ganzen Erscheinung etwas jugendlich Sieghaftes; etwas kindlich Naives, aber dabei auch trotzig Überlegenes: ein St. Georg, wie ihn breitbeinig Donatello vor San Michele hingestellt hat. Als wollte er sagen: dem Mutigen gehört die Welt. Dem Reiter über den Bodensee gleichend, der die Gefahr erst erkennt, wenn sie überwunden. Ach! leider hatte das Schicksal dem Helden auch die Tragik nicht erspart, aber wie er das schwere Geschick ertrug, zeigt gerade seinen Heroismus.

Der Typus des Aristokraten. Wenn anders Aristokratie die Herrschaft der Besten bedeutet, wie kein anderer zum Herrschen geboren, dieser Sproß einer tausend Jahre alten Familie. Er war



stolz auf seine Familie, und er durfte es sein. Und ich erinnere mich, wie er mir, als wir einst zusammen in Paris waren, den Namen des großen Schweizer Geschichtsschreibers Tschudi zeigte, der mit goldenen Lettern auf der Fassade der Bibliothek von Sainte Geneviève eingemeißelt ist. Mütterlicherseits dem Malergeschlecht der Schnorr von Carolsfeld entstammend, war er eine Mischung vom Gelehrten und Künstler, der die hohe Kultur, die wir an dem Verstorbenen bewunderten, entsprungen war.

Aber was noch seltener: die Kultur hatte seinem Temperament keinen Eintrag getan: mit zähester, fast brutaler Energie suchte er durchzusetzen, was er als richtig erkannt hatte. Ein unbeugsamer Charakter, sachlich und temperamentvoll zugleich, das Bild kraftvollster Persönlichkeit. Er war verschlossen und eher schweigsam als gesprächig, es dauerte lange, bis er sich ganz gab, und da seinem Stolze nichts verhaßter war als Sentimentalität, machte er bei oberflächlicher Bekanntschaft eher einen kalten und abstoßenden Eindruck. Aber wenn das Eis, mit dem Naturell und Erziehung



sein Inneres umpanzert hatten, einmal geschmolzen war, er sich in Sarkasmen Luft gemacht hatte und sein Herz öffnete: wie erstaunte man vor der ungeheuren Kraft seines Temperamentes, das wie die Lava unter der Asche aus seinem Innern hervorquoll!

Er durfte von sich sagen, daß er seinem Charakter nie untreu geworden, und wie wenige dürfen das von sich sagen? Ich lernte Tschudi vor fast einem Menschenalter kennen, als er nach längerem Aufenthalt in Italien, wo er in dem Marès- und Böcklinkreise verkehrte und dessen Anschauungen teilte, nach Berlin gekommen war, um an den Museen zu arbeiten. Er war dann jahrelang Direktorialassistent, besonders die alten Niederländer studierend und seine Forschungen in spärlichen Abhandlungen niederlegend. Auch in dieser vornehmen Zurückhaltung zeigt sich sein Charakter: während andere nie genug und nicht früh genug, was sie eben erforscht, durch den Druck zu veröffentlichen suchen, müssen ihn, den vollendeten Meister des geschriebenen Wortes, die Freunde und vor allem er selbst sich zur Drucklegung ge-



radezu zwingen, denn nie glaubte er sich genug getan, nie sich wahr genug ausgedrückt zu haben.

In seiner stetigen und eher langsamen Entwicklung tritt der Wendepunkt ein, der über sein Schicksal entscheiden sollte, als er im Alter von 45 Jahren zu seiner eigenen und der Welt Überraschung zum Direktor der Nationalgalerie ernannt wird. Aber die Überraschung der Welt wurde noch größer, als sie plötzlich in Tschudi alle Eigenschaften sich entfalten sah, deren Keime nicht nur ihr, sondern selbst seinen Freunden bis dahin verborgen geblieben waren.

Kurz nach seiner Ernennung bat mich Tschudi, mit ihm nach Paris zu reisen, weil er die dortige Kunst, vor allem aber die Pariser Künstler näher kennen lernen wollte. In der Galerie Durand-Ruel erblickte er zum ersten Male Manets Werke in ihrer ganzen Größe. Manets Genius wirkte wie eine Offenbarung auf ihn, und mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens kam ihm der Gedanke, daß die Kenntnis der neueren französischen Kunst absolut nötig sei, um die Entwicklung der zeitgenössischen deutschen Kunst zu verstehen.



Ein ebenso einfacher wie genialer Gedanke – aber auch ebenso gefährlich in der Ausführung. Und nun zeigt sich Tschudis ganze Größe: kleinliche Intrige, Neid der Künstler, Mißgunst seiner Vorgesetzten können ihn auch nicht um Haaresbreite von dem einmal als richtig erkannten Wege ableiten. Er spottet derer, die seine Liebe für Böcklin aus seiner Landsmannschaft mit dem Schweizer Maler erklären, die ihm Vaterlandslosigkeit vorwerfen, weil er die Meisterwerke der Franzosen ankauft oder richtiger der Galerie schenken läßt. Er spottet seiner Freunde, die ihm zu größerer Diplomatie raten, weil er „Hintertreppenpolitik“ verachtet und des Glaubens lebt, daß der gerade Weg auch der einzig richtige ist. Und ich entsinne mich, wie er vor seiner Übersiedelung nach München beim Abschied mir das Versprechen abnahm, eins der mir gehörigen Bilder von Degas der Pinakothek zu überlassen, und als ich ihm sagte, daß er damit in München dasselbe begönne, was ihn um seine Berliner Stellung gebracht hatte, er mit selbstbewußter Lauterkeit antwortete: „Was liegt daran! – habe ich



doch die Nationalgalerie zu dem gemacht, was sie ist!“

Die ehrenvolle Berufung nach München war für den schwergekränkten Mann eine große Genugtuung, und mit jugendlicher Begeisterung ging der bald Sechzigjährige ans Werk: was er in der kurzen Zeit seiner Münchener Wirksamkeit geleistet hat, ist staunenswert. Wie er, was wertlos, ausmerzte, Fehlendes aus den Provinzialmuseen ergänzte und die Pinakothek neu ordnete, gereicht ihm zu unvergänglichem Ruhme. Es zeigt nicht nur, daß er das ganze ungeheure Gebiet der alten Kunst durchaus beherrschte, sondern er bewies auch seinen phänomenalen Geschmack und seinen nie irrenden Instinkt für die Qualität der Werke.

Leider versagte ihm das Schicksal, zu vollenden, was er in München begonnen; aber er hat in der kurzen Zeit seines dortigen Wirkens das Wesentliche getan: sein Nachfolger kann, wie in Berlin so in München, auf dem von ihm gebahnten Wege fortschreiten. Er legte beim Kunstgelehrten den Akzent auf Kunst, und nicht der Tauschein, son-



dern der Augenschein war ihm das Kriterium für die Echtheit und die Qualität des Werkes. Freilich gehörte dazu Tschudis Persönlichkeit: die Bildung des Gelehrten und der Geschmack des Künstlers. Er erkannte nicht nur die historischen Zusammenhänge der Kunst, sondern er erkannte das Wesen der Kunst, das ewig werdende in ihr. Die klassischen, lapidaren Worte, die er vor etwa einem halben Jahr in dem Vorwort zur Nemes-Sammlung geschrieben, sind sein künstlerisches Testament geworden, in dem modernen Museumsleiter, wie er sich ihn denkt, hat er sich selbst gezeichnet: von der modernen Kunst aus müsse man zum Verständnis der alten Kunst vordringen und nicht, wie bisher, umgekehrt; denn es gibt nur Eine Kunst, ob alt oder neu – die Kunst, die lebt! Der Zauber, der in Tschudis Persönlichkeit lag, war in seinem ritterlichen Wesen ebenso begründet wie in seiner vollendeten weltmännischen Kultur. Ach! er ist uns auf ewig entrissen, und nur in der Erinnerung an den seltenen Mann werden wir schwachen Trost über seinen Verlust finden können. Aber sein Wirken wird unvergäng-



lich bleiben, denn er war Förderer und Mehrer unserer Kultur.

Und nun laßt uns Abschied nehmen von dem teuren Toten, in Wehmut, aber auch in Dankbarkeit mit den Worten des Dichters:

„Denn er war unser!“

*Max Liebermann.*